Nr. 16. Sonntag, 17. April 1892. 9. Jahrgang.

Sonntagsfreude.

Unterhaltungsblatt für das christliche Volk.

Verantwortlicher Redacteur: A. Lunemann in Bochum. Druck und Verlag der Actiengesellschaft „Märkische Vereinsdruckerei“ in Bochum.

Wirkungen der Betrachtung des Leidens Jesu in der Seele des gläubigen Christen.

II.

☐ Christlicher Leser! Willst du wissen, wie Jesus die Sünde haßt, dann siehe aus das, was er am Kreuze gethan hat. Groß ist ohne Zweifel der Haß eines Menschen, der einem anderen nach dem Leben strebt. Am größten aber ist wohl der Haß desjenigen, welcher den Feind verfolgt, obgleich er weiß, daß ihm ein solches Beginnen das Leben kosten wird. Einen solchen Haß hatte Samson gegen die Philister. Denn um einige Tausend von ihnen zu tödten, unternahm er eine That, welche im zugleich mit Jenem den Tod bringen mußte. Samson ist indessen nur ein Vorbild Jesu Christi. Dieser haßte die Sünde so sehr, daß er sich selbst dem Tod weihete, um dieselbe zu vernichten. „Er ist verwundet worden wegen unserer Missethaten und geschlagen wegen unserer Sünden.“ Euer Stolz setzte ihm die Dornenkrone auf, euere Unlauterkeit schlug ihn mit Geißeln; euere Unmäßigkeit gab ihm Galle und Essig zu trinken, euere Ungerechtigkeit schlug ihn an's Kreuz. Sagt selbst: Ist die Sünde nicht das wilde Thier, von dem Jacob gesprochen? Als seine Söhne ihm den blutgetränkten Rock seines Sohnes Joseph zuschickten, da rief es vor Schmerz aus: „Es ist der Rock meines Sohnes; ein wildes Thier hat meinen Joseph zerrissen.“ Schaue auf das Kreuz, mein Christ, und siehe an den blutbefleckten, mit Wunden bedeckten Leib Jesu! Wer hat ihn so zugerichtet, wer ihn zerrissen, wer ihn in sein eigenes Blut getaucht? Ein wildes Thier hat es gethan, und dieses wilde Thier ist — deine Sünde. Und diese Sünde solltest du noch lieben können, du wolltest sie nicht hassen aus dem Grunde deines Herzens? Du wolltest nicht bereit sein, eher dein Leben zu verlieren, als eine Sünde, oder gar eine Todsünde zu begehen?

Aber, so entgegnest du mir vielleicht, meine Sünden sind doch nicht allein die Ursache von Jesu Leiden und Tod gewesen; er hätte sterben müssen, wenn ich auch nicht gesündigt hätte. O du Thor! glaubst du etwa, darin eine Entschuldigung für dich zu finden? Ist es nicht gleich, ob du allein oder im Verein mit Vielen Anderen einen Menschen tödtest? Bist du vielleicht darum weniger schuldig, weil du einige Helfer hattest? Viele haben Christus verfolgt und geschrien: „An's Kreuz mit ihm! An's Kreuz mit ihm!“ Und doch war ein jeder von ihnen Schuld am Tode Jesu. Wenn du unter ihnen gewesen und mitgerufen hättest, sag an, hättest du nicht allen Grund, dich vor Gott zu fürchten, an deine Brust zu schlagen und zu sprechen: „Gott sei mir armen Sünder gnädig“!? Nun siehe, durch deine Sünden hast du dich zu ihnen gesellt; du hast mitgerufen, seinen Tod gefordert, ihn kreuzigen helfen. Und das allein genügt, um dich auf ewig in die Hölle zu stürzen. Ob Viele mit dir gesündigt, ist für deine Schuld ganz gleich.

Die Sünde hassen ist indessen noch nicht genug, um selig zu werden; du mußt auch Gott lieben. Das betonte der göttliche Heiland selbst; denn er antwortete dem Schriftgelehrten, der ihn fragte: „Meister, was muß ich thun, um zum Leben einzugehen?“ „Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus deinem ganzen Gemüthe, aus allen deinen Kräften.“ Nichts ist nun aber mehr geeignet, uns zur Liebe Gottes zu entflammen, als die Betrachtung des Leidens und Todes Jesu. Denn das Leiden Christi ist der größte Beweis der Liebe Gottes gegen uns armselige Menschenkinder. Liebe aber erfordert Gegenliebe, wenn anders du nicht undankbar und völlig abgestumpft gegen jede edle Regung bist. Darum sagt der heilige Augustinus: „Wenn es dich verdroß, Gott zu lieben, so sollte es dich doch wenigstens nicht verdrießen ihn wieder zu lieben.“

Um die Größe der Liebe Gottes zu erkennen, ist es nothwendig, zu untersuchen: Wer gelitten, was er gelitten, wofür er gelitten hat. Wer hat gelitten? Jesus Christus, der Sohn Gottes, Gott selbst. Wir müßten die Liebe Gottes preisen selbst dann, wenn er uns blos durch einen Engel erlöst hätte. Um wie viel sind wir erst verpflichtet, dankbar Gottes Liebe zu preisen, da er uns nicht durch einen Engel, sondern in eigener Person erlöste! Der Sohn Gottes hat Knechtsgestalt angenommen, um uns zu freien Kindern Gottes zu machen; er hat die größte Armuth erwählt, um uns zu bereichern mit den Schätzen seiner Gnade; er hat sich zum Fluche gemacht und hat als Verfluchter am Holze der Schmach gehangen, um uns zu segnen und so den Fluch von uns zu nehmen, der seit Adams Sündenfalle auf unserem Geschlechte lastete; er hat Schmach und Spott getragen, um uns mit Ehre und Ruhm zu bedecken; er hat zahlreiche Wunden an seinem Leibe getragen, um uns vom Schlangenbiß der Sünde zu heilen; er hat den größten Seelenschmerz erduldet, um uns den Frieden der Seele und die Freuden des Himmels zu schenken; er wollte von seinem himmlischen Vater verlassen sein, um uns mit demselben auszusöhnen, uns mit ihm zu vereinigen; er wollte sterben, um uns aufzuerwecken zum ewigen Leben. Handelte Jesus nun seiner selbst wegen so? konnte ihm persönlich daran gelegen sein, uns selig zu machen? Zu unserer eigenen Beschämung müssen wir gestehen: Nein! denn unsere Verdammniß oder unsere Seligkeit gereichen Gott weder zum Nachtheile noch zum Vortheile, weder zur Schmach noch zur Ehre. Seine Seligkeit und Glorie wird durch die eine nicht vermindert, durch die andere nicht vermehrt. Oder verdienten wir es wohl, daß Jesus so viel für uns that? Mit nichten! Wir verdienten Strafe und Züchtigung, verdienten die Hölle gleich den gottlosen Engeln; denn auch wir hatten Gott den Gehorsam gekündigt, waren seine Feinde. Und dennoch that der Sohn Gottes so viel für uns! Wer staunet nicht über solche Güte und Barmherzigkeit? Wer kann diese Liebe Gottes aufmerksam betrachten, ohne von Gegenliebe fortgerissen zu werden? Darum ruft der hl. Ambrosius mit vielem Rechte aus: „Die anderen Wohlthaten Gottes laden uns zur Liebe ein, die Erlösung aber zwingt uns dazu.“ Ganz dasselbe sagt der Apostel Paulus in seinem zweiten Briefe an die Korinther mit den Worten: „Die Liebe Christi drängt uns,“ d. h. die Liebe, welche Christum bewogen hat, sein Leben für uns hinzugeben, drängt uns, ihn wieder zu lieben, und zeigt uns zugleich, was wir aus Liebe zu ihm thun sollen.

Was ist nun dieses, das wir ihm sollen? Der Apostel deutet es in den folgenden Worten an, die da lauten: „Ist Einer für Alle gestorben, dann sind Alle gestorben: Und für Alle ist Christus gestorben, damit, die da leben, nicht mehr sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist.“ Mit diesen Worten will der Apostel sagen: Ist Christus für Alle gestorben, dann müssen auch Alle sich selbst absterben; sie müssen absterben ihrer sündhaften Eigenheit, ihren bösen Neigungen, ihrer Eigenliebe, der Sünde, und müssen leben für Jesus, zu seiner Ehre und Verherrlichung. Dieses allein ist der Prüfstein für unsere Liebe zu Jesus. Wenn aber das der Probirstein ist, dann ist es wahrhaftig schlecht mit der Liebe zu Gott in der Welt bestellt; schlecht bestellt nicht blos bei den Ungläubigen und Irrgläubigen, von denen ich hier ganz schweigen will, sondern auch bei den katholischen Christen. Um dieses zu erkennen, brauchen wir nicht weit zu gehen; wir können in unserer Gemeinde bleiben. Die Kirche verlangt, daß man in dieser Zeit gewissen Vergnügungen und Lustbarkeiten entsage, daß man ein stilles und zurückgezogenes Leben führe, den Gottesdienst fleißig besuchen, das Leiden Jesu betrachte, sein Fleisch kreuzige durch Fasten und Abtödtung, kurz daß man mehr als sonst die einzelnen Werke der Frömmigkeit verrichte. Nun wie Viele giebt es denn, welche diese Forderung erfüllen? Schlägt nicht die Mehrzahl solche Mahnung in den Wind? Kann da noch die Rede sein von Liebe zu Jesus und zur eigenen unsterblichen Seele? Doch lassen wir Jene; schauet nur einmal in euer eigenes Herz und sehet, wie viel Raum dort die Sünde und wie viel die Liebe zu Jesus einnimmt. Ich befürchte, daß eine solche Prüfung für Viele von euch sehr schlecht ausfallen würde. Das muß anders werden, wenn ihr nicht ewig zu Grunde gehen wollt. Denn derselbe, welcher einstens am Kreuze gestorben, wird unter dem Glanze dieses Zeichens wieder erscheinen, nicht als Erlöser, sondern als Richter, nicht um Barmherzigkeit und Gnade, sondern um Gerechtigkeit und Strafe zu bringen.

Darum säumet nicht, sondern werfet euch in diesen hl. Tagen wieder vor dem Bilde des Gekreuzigten und sprechet zu ihm: O Jesus, unser Erlöser und Richter! siehe hier vor deinem Angesichte liegen wir auf den Knien und flehen um Barmherzigkeit. Groß ist die Zahl unserer Sünden, aber größer noch ist deine Liebe und Güte. Gehe nicht mit uns ins Gericht, wie wir es verdient haben, sondern siehe auf dein Blut und deine Wunden. Gedenke, daß du uns nicht verstoßen kannst, ohne daß der Werth deines Blutes an uns verloren gehe. Noch einmal schenke uns deine Gnade, die wir so leichtfertig verscherzten, deine Liebe, die wir mit Undank vergolten haben. Siehe, in Ewigkeit wollen wir dich alsdann lieben und lieber sterben, als dich je wieder beleidigen!“

Die Simultanschule.

⊙ In unserm vorigen Artikel haben wir durch Anführung von einigen scharfen Urtheilen hervorragender Männer über die Simultanschule die Verderblichkeit derselben nachgewiesen. Wir Katholiken Preußens haben aber auch noch einen besonderen Grund, der uns zur Vorsicht mahnt. Die Simultanschule wird auch „paritätische“ genannt. Das

Wort Parität (Gleichberechtigung) ist ja sehr schön, aber für uns hat es doch einen sehr üblen Klang. Im paritätischen Staate Preußen ist es eben mit der Parität ein eigen Ding, und wenn man die Rede des Rechtsanwaltes Herrn Bachem nachliest, welche er auf der Katholikenversammlung in Bochum gehalten hat, dann kommt man fast in die Versuchung, denen Recht zu geben, welche Preußen einen evangelischen Staat nennen. Zwar ist das katholische Volk durch die jüngsten Ereignisse in Berlin aus seiner allzu großen Vertrauensseligkeit mal gründlich wieder aufgerüttelt worden, aber schaden kann es doch nicht, wenn auch an dieser Stelle an einzelnen Beispielen das große „Wohlwollen" gegen die Katholiken in Preußen nachgewiesen wird. Wir können daraus unsere Schlüsse für die „paritätische" Schule ziehen.

Im Jahre 1889 hatten wir im „paritatischen" Preußen keinen einzigen katholischen Minister, keinen einzigen katholischen Rath der Krone, keinen einzigen katholischen Oberpräsidenten und, abgesehen von dem kleinen kaum in Betracht kommenden Hohenzollern, auch keinen einzigen katholischen Regierungspräsidenten. Ja, als vor einigen Jahren die Zeitungen die Nachricht brachten, eine hervorragende katholische Persönlichkeit solle in ein Oberpräsidium aufrücken und eine andere die Stelle eines Finanzministers erhalten, da hat die Berliner Nationalzeitung mit nackten Worten ausgesprochen es gehe nicht an, daß ein hervorragender Katholik, der an dem passiven Widerstande gegen die Maigesetze sich betheiligt habe, eine hohe Staatsstelle in Preußen erlange.

Im paritätischen Staate Preußen ist Westfalen eine paritätische Provinz, die zum größten Theile von Katholiken bewohnt ist. Ueber die Confession der Mitglieder der Civil-Behörden dieser paritätischen Provinz ging neulich eine interessante Notiz durch die Zeitungen, welche verdient, noch einmal aufgefrischt zu werden, denn sie ist für uns Katholiken zu lehrreich. Darnach sind:

1) protestantisch der Oberpräsident und dessen Stellvertreter,

2) protestantisch der Vorsitzende des Provinzialrathes und dessen Stellvertreter,

3) protestantisch der Präsident und der Director des Provinzial-Schulcollegiums,

4) protestantisch der Präsident des Medicinal-Collegiums und dessen Stellvertreter,

5) protestantisch der Präsident der Provinzial-Steuer-Direction,

6) protestantisch der Director des königlichen Staats-Archivs der Provinz,

7) katholisch der Präsident der königlichen General-Commission,

8) katholisch der Director der königlichen Rentenbank,

9) protestantisch der Präsident der königlichen Regierung zu Münster und die beiden Abtheilungsdirigenten,

10) protestantisch der Vorsitzende des Bezirks-Ausschusses des Regierungsbezirks Münster und dessen beide Stellvertreter,

11) protestantisch der Präsident und die beiden Directoren des Landgerichts Münster,

12) protestantisch der Erste Staatsanwalt zu Münster,

13) protestantisch der Landeshauptmann der Provinz und dessen Stellvertreter, u. s. w.

Da das Präsidium der Generalcommission und die Direction der Rentenbank in einer Hand ruhen, befindet sich in dieser ganzen Reihe nur ein einziger Katholik.

Wenn wir jetzt unserer Blicke auf die Verhältnisse in unserer paritätischen Stadt Bochum lenken wollten, so brauchten wir nur die Akten des Bochumer Steuerprozesses hervorzusuchen, genügend Material wird uns da geboten. Aber wir wollen davon absehen und uns jetzt wieder unserm eigentlichen Thema zuwenden. In Preußen ist selbstverständlich der Unterrichtsminister protestantisch. Setzen wir nun die allgemeine Einführung der „paritätischen" oder simultanen Volksschule voraus, was würde alsbald die Folge sein? Der gesunde Menschenverstand zwingt uns, aus den oben angeführten Beispielen den Schluß zu ziehen, daß nicht nur vor und nach alle höheren Schulstellen mit protestantischen besetzt, sondern daß auch vorzugsweise protestantische Lehrkräfte zu diesen Schulen herangezogen werden würden. Die Aufgabe, welche übrigens die zähesten Vertheidiger der Simultanschule, die Freimaurer, derselben zuweisen, zwingt uns ebenfalls zu dieser Annahme. In der Bauhütte heißt es: „Die tägliche Sorge der Maurer muß der Unterricht und die Erziehung in der Schule sein. Sie müssen wachen, daß keine Katholiken als Lehrer angestellt werden, bei denen vermuthlich noch ein Rest von religiöser Gesinnung vorhanden ist." Und „Bruder" van Humbeek sagt 1863 im belgischen Senat: „Unser letztes Ziel ist die Vernichtung des Katholicismus für immer, weshalb es die Aufgabe der Staatsschulen ist, diesen Cadaver in das Grab zu werfen." Wir gehen also wohl mit der Voraussetzung, daß an diesen Schulen für gute katholische Lehrer kein Platz mehr sein wird, nicht zu weit, ohne damit aber alle die Männer, welche die Simultanschule als ihr Ideal betrachten, mit den Freimaurern in einen Topf werfen zu wollen. —

Die Schule ist hauptsächlich eine Erziehungsanstalt. Unter den verschiedenen Mitteln, welche dem Lehrer zur Erziehung der Kinder zu Gebote stehen, steht an erster Stelle der Unterricht, besonders der Religionsunterricht. Dieser aber fällt weg. Das wichtigste Erziehungsmittel würde also dem Lehrer genommen; er darf keine Glaubenswahrheiten mehr lehren, kein katholisches Kirchenlied mehr singen lassen. Dies alles wird den Geistlichen überlassen. Wo aber sollen diese, besonders in den größeren Städten, die Zeit hernehmen, die ganze Jugend in der Religion zu unterrichten und sie in's religiöse Leben einzuführen? — Und wenn der Lehrer ein tüchtiger und charakterfester Mann ist, wird nicht die Liebe zu ihm das Kind einer andern Confession in seinem Glauben wankend machen? „Es wird gewiß denken: Warum hat mein Lehrer nicht denselben Glauben wie ich? Ist meine Religion nicht die schlechtere? Wenn sie gut wäre, würde mein Lehrer doch auch denselben Glauben haben! Das imponirende Bild eines tüchtigen Lehrers wird sicher den Glauben eines Kindes einer andern Confession an seine Religion als die beste in seinen Grundfesten erschüttern." Oder nehmen wir die Kehrseite. „Kann nicht der gewissenlose Lehrer ruhig die unwissenden Kinder in ihrer Religion irre machen, ohne daß es Jemand hindern kann? Wie soll es gemerkt werden, wenn die Kleinen selbst noch nicht in ihrer Confession erstarkt sind, und also die Wahrheit von dem Irrthum nicht zu unterscheiden wissen? Und wenn selbst eine ungehörige Bemerkung herauskommt, wie leicht kann der betreffende Lehrer sich herausfinden, indem er sagt: Die Kinder haben mich falsch verstanden!"

So könnten wir noch mehr Möglichkeiten hier anführen, wir wollen aber davon abgesehen und nur noch auf eines aufmerksam machen. Bei Auswahl der Schulbücher würde der protestantische Lehrer naturgemäß die vom protestantischen Standpunkte aus geschriebenen bevorzugen. Diese sind aber für die katholischen Kinder durchaus nicht zu gebrauchen. Wir wollen dieses durch einige Anführungen aus diesen Büchern beweisen. Betrachten wir die „Geschichtsbilder von Friedrich Polack, Königlicher Kreisschulinspector, und H. Zander, Rector der höheren Töchterschule in Crossen." Die Schilderung des Mönchs- und Nonnenwesens enthält die liebenswürdige Bemerkung: „Später aber schlichen sich mit dem Reichthum oft Trägheit und Genußsucht in die gottgeweihten Räume; ja nicht selten entarteten sie zu Stätten des Lasters." Die Residenz der Päpste zu Avignon schildert man mit dem Satze: „Man nennt die folgenden 70 Jahre, in denen die Päpste nur Spielbälle der französischen Machthaber waren, und in denen Avignon Sitz der Päpste und eine Stätte böser Ausschweifungen war, „die babylonische Gefangenschaft der Kirche." Ueber Tetzel heißt es: „Der Erzbischof übertrug das Geschäft dem unverschämten und gewissenlosen Dominikanermönche Johann Tetzel. Dieser durchzog mit großem Gepränge das Sachsenland und schlug überall seine Bude auf. Mit seinen Anpreisungen, daß der gekaufte Ablaßzettel jede Sündenschuld tilge, lockte er dem Volke das Geld aus der Tasche." Bequemer konnte man ja das quälende Gewissen nicht stillen. Es wird Tetzel das Wort in den Mund gelegt: Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in dem Himmel springt!" Er drohte, jedem Widersacher seines Handels den Kopf abzureißen und seine Seele in die Hölle zu stürzen. Den Ablaß nannte er den gewissen Eingang in das ewige Leben. Als die Kauflust etwas nachließ, da rief er aus, daß die Pforten des Himmels zuschließen wolle. So lange die Welt stände, sei eine solche Freigebigkeit des römischen Stuhles nicht wieder zu erwarten. Da die Kirche aber vor dem Nachlaß der Schuld und der ewigen Strafen zuvörderst auch Reue und Buße mit würdigem Sakramentgenuß von den Ablaßkäufern forderte, ließ er in seinen Predigten steg . . . . . Tetzel aber donnerte und schnaubte er werde Luther auf einem Scheiterhaufen verbrennen. — So wird Tetzel in diesem Buche geschildert, der in Wirklichkeit „ein hervorragender, durch Tugenden ausgezeichneter Volksredner und deswegen auch Ablaßprediger aus dem Ordensstande war. Gegen Luther schlug er auf der Universität zu Frankfurt a. O. 109 Gegenthesen an. Die 56. derselben lautet: „Ist eine Seele gereinigt, so schwingt sie sich, ohne durch etwas gehindert zu sein, zur Anschauung Gottes empor. und wer sagt, dies könne nicht eher geschehen als bis der Groschen auf dem Boden des Kastens klinge, irrt."

Selbst die Lesebücher und Aufsatzsammlungen müssen zu Angriffen auf die katholische Kirche herhalten. In einem Lesebuche ist ein Brief Herders an seine Kinder mitgetheilt, in welchem es heißt: „Jetzt bin ich noch in Botzen, wo Leute eine unsägliche Menge Volks sind, weil 19000 Kinder gefirmt werden sollen, da der Bischof in vielen Jahren nicht gefirmt hat, weil er zu faul dazu war." In einer Aufsatzsammlung hat auch der „Mäusethurm" zu zwei Aufsätzen herhalten müssen. „Hierin wird den Kindern das Bild eines Mainzer Erzbischofs vorgeführt, welches die kindlichen Herzen mit Haß und Ingrimm gegen die katholischen Bischöfe erfüllen muß. Daß es aber nie einen Erzbischof Hatto von Mainz gegeben hat, der Mäuseturm nur ein Zoll und Wachtthurm war, die ganze Rache nur eine große Lüge ist, das weiß dieser protestantische Bücherfabrikant nicht." Solche Ungezogenheiten und fanatische Ausfälle könnten wir noch viele anführen, wollen es aber mit dem Vorstehenden bewenden lassen; sie zeigen uns ja auch zur Genüge, was für ein Unterricht unserer armen Jugend in der Simultanschule ertheilt werden würde.

Hiermit wollen wir unsere Ausführungen über die Simultanschule schließen. Hoffentlich werden in dem Kampfe um die Schule, den unser edler Reichskanzler Graf von Caprivi treffend den Kampf des Atheismus gegen das Christenthum nennt, die Vertheidiger der confessionellen Schule den Sieg erringen, so daß keine neue Simultanschulen errichtet und die bestehenden (in den Provinzen Ost- und Westpreußen, Hessen-Nassau etc) bald in confessionelle verwandelt werden.

Aus unserer Zeit.

Von J. Fichtner.

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Mit bekümmertem Herzen ging Frau Brauner zur an ihre Beschäftigung. Sie fand den ganzen T nicht die geeignete Zeit, mit ihrer Tochter ein so ernst Wort zu sprechen. Erst andern Tages, als Mar die Mutter mit in den duftigen, frühlingsgrünen W hineinzog, und sie sich auf einer von blühenden Akaz überschatteten Bank niederließen, fand sich die passe Gelegenheit.

Martha schickte sich von dem im Geben gep frisch und lieblich wie über den herrlichen Ta um sich herum gar n

„Mama, wo giebt hier? Sieh um Dich blüht und duftet. die Wälder locken, be wie ist doch die Erde in heller Freude.

„Wenn es Dir ge Du wohl nicht gern Mutter mit ungewöhn

„Ach, daran denke leichthin. „Oder wi liebste, beste Mama?" inniger Zärtlichkeit sie

„Gewiß nicht! Ich zu haben. Doch vor den Augenblick keine Deine Liebe, will Je später einmal mit for darauf an, ob Du ih

Ein leiser Schreck

„Mama, wenn Du wen Du meinst," sag

„Mit denen ich U Mama!" antwortete

„Auch nicht für H Für diesen?" fragte für den erst recht nich

„Aber doch für ein ihr in die schimmernd

„Mama, wenn Du fragte sie leise, das gli „so sollst es auch D Wolfgang fort ist, we mehr werth ist, als außer Dir!"

Dieß zu hören, h lehnte sich sprachlos z luftathmende Pracht d angesichts der ungeahn dem Lebensglück ihres

„Ist Dir dieß so stürzt aus?" fragte A

„Armes Kind, was Liebe werden," sagte

„Darum ängstige D Du meinst; Du denk kommen, weil er arm gesprochen, aber ich w wie alle, die etwas T sind beide jung und k er mich nie, denn er Herz!"

Sie sagte dieß All es gar nicht anders se Jugend malte sie sich Marie war außer Sta zu zerstören.

„Ich will Dir Dein gebe, daß ich Dir hel aber Du hast auch n gedacht. Sein bestimm mit Herrn von Winh erzwingen, wenn er w

„Mama, ich bitte D Ich kann seinen Wunsch etwas anderes nicht d noch meine Freiheit!"

Achtlos fielen die T Thränen benetzten die

„Ich will es versuc stets eine recht liebende dadurch für seine zerst

Ein inniger Kuß w

Noch lachte und jub nahmlos, in Gedanken Weg zurück.

„ war ein harter K

Martha schickte sich an, einen Strauß zu binden von den im Gehen gepflückten Frühlingsblumen. Selbst frisch und lieblich wie diese, konnte sie ihrem Entzücken über den herrlichen Tag, über das reizende Naturgemälde um sich herum gar nicht genug Ausdruck geben.

„Mama, wo giebt es ein schöneres Fleckchen als hier? Sieh um Dich, wohin Du willst, alles grünt, blüht und duftet. Sieh, wie die Berge Dich grüßen, die Wälder locken, der blaue Himmel winkt! O Mama, wie ist doch die Erde so schön — so schön," sang sie in heller Freude.

„Wenn es Dir gar so gut hier gefällt, da möchtest Du wohl nicht gern von hier fortgehen?" fragte die Mutter mit ungewöhnlichem Ernst.

„Ach, daran denke ich gar nicht," antwortete sie leichthin. „Oder willst Du mich etwa fortschicken, liebste, beste Mama?" fügte sie hinzu, indem sie mit inniger Zärtlichkeit sie umschlang.

„Gewiß nicht! Ich wünsche Dich immer um mich zu haben. Doch von einer Trennung ist auch für den Augenblick keine Rede. Aber auf Dein Herz, Deine Liebe, will Jemand Anspruch erheben, um Dich später einmal mit fort zu nehmen. Da kommt es darauf an, ob Du ihm dieß gewähren kannst."

Ein leiser Schreck durchzitterte das junge Mädchen.

„Mama, wenn Du nicht scherzest, so sage mir, wen Du meinst," sagte sie leise.

„Mit denen ich Umgang habe, — für keinen, liebste Mama!" antwortete sie einfach und wahrheitsgetreu.

„Auch nicht für Herrn Winhardt?"

Für diesen?" fragte sie, sich emporrichtend, nein — für den erst recht nicht!" entgegnete sie.

„Aber doch für einen andern," forschte die Mutter, ihr in die schimmernden Augen blickend.

„Mama, wenn Du es einmal durchaus wissen willst," sagte sie leise, das glühende Gesicht tief herabneigend, „so sollst es auch Du nur sein, die es erfährt. Seit Wolfgang fort ist, weiß ich, daß er mir lieber, mir mehr werth ist, als alle anderen, die ich kenne, außer Dir!"

Dieß zu hören, hatte Marie nicht erwartet. Sie lehnte sich sprachlos zurück und die ganze sonnenhelle, lufthemmende Pracht des Frühlings versank vor ihr, angesichts der ungeahnten Kämpfe, welche dem Herzen, dem Lebensglück ihres Kindes drohten.

„Ist Dir dieß so unlieb, Mama, Du siehst so bestürzt aus?" fragte Martha theilnehmend.

„Armes Kind, was wird aus Dir und Deiner Liebe werden," sagte sie mühsam, fast tonlos.

„Darum ängstige Dich nicht, Mama! Ich weiß, was Du meinst; Du denkst, wir werden zu keinem Ziele kommen, weil er arm ist. Darüber haben wir nicht gesprochen, aber ich weiß, er wird vorwärts kommen, wie alle, die etwas Tüchtiges gelernt haben. Wir sind beide jung und können warten, und vergessen wird er mich nie, denn er hat ein viel zu gutes, treues Herz!"

Sie sagte dieß Alles so zuversichtlich, als könnte es gar nicht anders sein. Mit dem Vertrauen der Jugend malte sie sich die Zukunft so leicht als möglich. Marie war außer Stande, ihrem Liebling diesen Traum zu zerstören.

„Ich will Dir Dein Lebensglück nicht trüben. Gott gebe, daß ich Dir helfen könnte, mein liebes Kind; aber Du hast auch noch gar nicht an den Vater gedacht. Sein bestimmter Wunsch ist, daß Du Dich mit Herrn von Winhardt verlobst. Er würde es erzwingen, wenn er wüßte, wer ihm hinderlich ist!"

„Mama, ich bitte Dich inständig, sprich für mich! Ich kann seinen Wunsch nicht erfüllen. Ich will an etwas anderes nicht denken, — aber laß mir jetzt noch meine Freiheit!"

Achtlos fielen die Blumen herab, und des Mädchens Thränen benetzten die Wangen ihrer Mutter.

„Ich will es versuchen, aber sei Deinem Vater stets eine recht liebende Tochter und entschädige ihn dadurch für seine zerstörten Hoffnungen."

Ein inniger Kuß war die Antwort.

Noch lachte und jubelte der Frühling ebenso, theilnahmlos, in Gedanken versunken gingen sie denselben Weg zurück.

Es war ein harter Kampf, den Marie übernommen; aber die Liebe zu den Kindern, das edelste in diesem Herzen, siegte doch über die eitlen Wünsche, und Brauner überließ es seiner Frau, den Referendar mit einem Korbe heimzuschicken.

Seit der Unterredung mit seinem Kassirer war eine merkliche Veränderung mit Herrn Brauner vorgegangen. Erst quälte ihn die Ungewißheit und raubte ihm die Ruhe der Nacht. Alsdann kam die Reue dazu, dem alten Eckert nicht Gehör gegeben und die Kalamität selbst herbeigeführt zu haben.

Der Gedanke an Frau und Kinder beunruhigte ihn ebenfalls, er hatte die Warnungen seiner Frau nicht beachtet, sie konnte mit Recht ihm bittere Vorwürfe machen.

Und wenn noch Alles günstig verlief, sich ein Krösus fand, der dafür eintrat, so war es doch mit seiner Selbstständigkeit aus. Und das erschien ihm am bittersten. Von seiner frühesten Jugend an gewöhnt, seinen eigenen Weg zu gehen, nur sich selbst verantwortlich zu sein, sollte er nun all sein Thun und Lassen, jetzt, in seinen reiferen Jahren vor einem Fremden verantworten, der wahrscheinlich durch seine Einlage sich mehr Rechte erwerben würde, als er auf seinen Theil beanspruchen konnte. Dazu würde nothwendig das bisher geführte glänzende Leben eine Aenderung erleiden; dieser Gedanken verletzte seinen Stolz auf das Empfindlichste um der Blöße willen, die er sich dadurch seinen Freunden gegenüber geben mußte. All' diese Gedanken ließen ihm nicht Rast und Ruh; er sah krank aus, und im krankhaften Eifer warf er sich wieder auf die Arbeit.

Nachdem der Kassirer in der besagten Angelegenheit mehrere Reisen unternommen und mittlerweile die Zeit bis zum Aeußersten verstrichen war, erbat er sich eines Tages eine Unterredung mit seinem Chef.

„Es ist mir endlich geglückt, den Mann, den Sie brauchen, zu finden. Er besitzt ein ungeheures Vermögen und Sie werden für später aller Sorge enthoben sein."

Erleichtert athmete Brauner auf.

„Wann wird er sich denn die Sache ansehen?" frug er.

„Wir können ihn jeden Tag erwarten; es ist ein alter Herr, der sich die Zeit wählt, wie sie ihm paßt."

„Wie heißt er?" frug Brauner weiter, höchst interessirt.

„Moritz Waldheim; er besitzt bereits großartige Hüttenwerke und hat außer vielen anderen Besitzungen auch ein Bankgeschäft."

Brauner seufzte.

„Was bin ich einem solchen Manne gegenüber," dachte er. „Wenn er nur ehrlich und gerecht ist, das ist die Hauptsache!" fügte er laut hinzu.

„Das glaube ich Ihnen versichern zu können. Sie werden Vertrauen fassen, wenn Sie ihn gesehen haben."

„Ja, früher werde ich mich auch nicht beruhigen! Sehen Sie nur zu, daß er nicht zu lange auf sich warten läßt."

Damit wollte sich Brauner entfernen.

„Bitte noch einen Augenblick," rief Witteck. „Ich möchte Ihnen bei dieser Gelegenheit mittheilen, daß ich für mich auch etwas Passendes gefunden habe. Sie wissen wohl, wenn man schon einmal selbstständig war, so sehnt man sich, es wieder zu werden. Da ich nun feste Aussicht auf die mir zugedachte Provision und außerdem keine Lust habe, zweien Herren zu dienen, so werden Sie es mir nicht übel nehmen, wenn ich nun auch wieder meine Wege gehe."

Brauner wußte für den Augenblick kein Wort darauf zu erwidern, so unerwartet kam ihm diese Auseinandersetzung. Er konnte eigentlich mit Recht gar nichts dagegen einwenden; warum sollte ein so tüchtiger Mann nicht für sich arbeiten? Trotz alledem konnte er ein peinliches, mißtrauisches Gefühl nicht unterdrücken.

„Daß Sie gerade jetzt gehen wollen, ist mir nicht lieb!" Sie werden doch den Eintritt des Compagnons abwarten?" sagte er zögernd.

„Sie wissen wohl, daß bei Uebernahme eines Geschäfts man darauf nicht warten kann. Uebrigens will ich es so lange hinzuziehen suchen, um Sie möglichst zu unterstützen. Vielleicht wickelt sich die Sache kurz und glatt ab."

„Es ist mir hauptsächlich darum zu thun, um einen anderen passenden Mann an Ihre Stelle zu bringen," antwortete Brauner gezwungen; die Angelegenheit berührte ihn sehr unangenehm.

„Vielleicht weiß Herr Waldheim da Rath zu schaffen, er hat gewiß selbst viele gediegene Kräfte in seinen Geschäften, möglich, daß er einen dort entbehren kann."

„Da läßt sich für heute eben noch nichts thun. An mir soll es nicht liegen, daß Sie zu lange aufgehalten werden," versetzte Brauner mit schlecht verhehltem Unmuth und ging.

Zwei Jahre waren vergangen, seit man mit Sang und Klang im Schlosse Einzug gehalten! Die fröhliche Lust von damals aber war längst verklungen, und nur selten kam einer von denen, die zu jener Zeit um die Freundschaft des Besitzers buhlten. Außer den jüngeren Kindern, die in kindlicher Sorglosigkeit noch etwas Leben machten, bewegten sich die Andern gedrückt und bekümmert in den fürstlichen Räumen.

Die Ursache dieses Kummers war der Hausherr selbst. Krank und gebrochen, wachsgelb im Gesicht, schlich er, ohne eine Spur seiner früheren Rüstigkeit, auf einen Stock gestützt, ruhelos von der Villa, in die Fabrik-Werkstätten und umgekehrt wieder zurück. Wohl hatte er durch die Vermittelung Witteck's einen Compagnon gefunden, der den Werth seiner Besitzungen gehörig zu würdigen schien und demnach eine sehr beträchtliche Summe zur Erhaltung und Förderung des Geschäfts beigesteuert hatte, aber — es war auch nöthig gewesen und zwar in so hohem Grade, daß Brauner fast verzweifeln wollte, als ihm die ganze Sachlage klar geworden war. Dazu hatte er an Witteck die ungeheure Provision zu zahlen, und dieser ließ ihm auch keinen Pfennig nach.

Alles dieses — seine Verlegenheiten, sein Suchen nach Abhülfe, die gaunermäßige Art und Weise, in welcher ihm diese Hülfe geworden, hatte sich unter seinen Bekanntenkreisen verbreitet und all' den Nimbus hinweggenommen, den sein pomphaftes Auftreten einst hervorgezaubert. Man verurtheilte seine ganze Handlungsweise auf einmal so geschäftlich kühl und verhielt sich sehr reservirt, damit man ja nicht in den Fall kommen könnte, etwa um eine Gefälligkeit angesprochen zu werden. Mit tiefem innern Groll empfand dieß der nun rath- und trostbedürftige Mann um so mehr, als er gerade dort am meisten durch Zurückhaltung gekränkt wurde, wo er einst selbst großmüthig ohne Zögern bereitwilligst Hülfe geleistet. Man konnte auf einmal die plebejischen Manieren dieses Mannes nicht mehr vertragen und zog sich auf alle Art und Weise zurück.

Nur einige wenige Freunde waren ihm geblieben und gaben Rath, so gut sie vermochten. Man fand die Forderung Witteck's ungerecht, entgegen den bestehenden Gesetzen und veranlaßte Brauner, einen Prozeß gegen Witteck anzustrengen und auf gesetzlichem Wege die Forderung herabzumindern. Unendlicher Aerger, unruhige Tage und Nächte waren die Folge davon. Zudem konnte er es gar nicht verschmerzen, daß er so wenig Antheil an dem hatte, was einst sein alleiniger unbestrittener Besitz gewesen; er kam sich nunmehr nur noch als das Aushängeschild eines Andern vor und obgleich dieser ihn persönlich wenig behelligte, so fühlte er sich im eigenen Heim nur noch geduldet. Auf einen so selbstständigen Charakter wie Brauner wirkte dieß Alles so niederdrückend und beängstigend, daß dieser kerngesunde Mann in den besten Jahren von einer schleichenden Krankheit ergriffen wurde, gegen welche die Hülfe der Aerzte sich vergeblich bemühte.

Von Selbstvorwürfen und innerer Unruhe gepeinigt war er einmal wieder rastlos den ganzen Vormittag umhergewandert, als er plötzlich an die Ausführung eines Planes dachte, der ihm schon lange beschäftigt hatte.

„Marie, laß mir den Wagen anspannen," sagte er, „ich will einmal den alten Eckert aufsuchen, weißt Du bestimmt, wo er wohnt?"

Ganz erstaunt theilte ihm Marie die Adresse mit und fügte hinzu:

„Das machst Du recht, lieber Mann, geh' und sprich Dich aus, das wird Dir wohlthun."

Eifrig half sie ihm in den warmen Pelz und hüllte

ihn sorglich ein. Mit tiefschmerzlichem Kummer gewahrte sie die zunehmende Schwäche und krankhafte Blässe; gewaltsam drängte sie die aufsteigenden Thränen zurück und ließ denselben erst freien Lauf, als ihr Mann bereits das Zimmer verlassen. Im bittern Schmerz barg sie ihr Gesicht in den Händen und heiße, trostlose Angst erfüllte ihr Herz ob dessen, was unabwendbar zu kommen schien.

(Fortsetzung folgt.)

In Gewalt der Nihilisten.

Es war im Winter des Jahres 1876, als ich in einen leichten, kleinen, mit acht Hunden bespannten Schlitten über die endlose schneebedeckte Steppe Ost-Sibiriens hinraste. Vom grauen Himmel fielen dichte Flocken auf die Erde herab und eisiger Sturmwind peitschte sie mir ins Gesicht. Kein Laut war zu vernehmen, kein Mensch sichtbar. Freilich braucht letzteres nicht Wunder zu nehmen, vermochte man doch des undurchdringlichen Nebels wegen keine fünf Schritte weit zu sehen. Wie der Leser sieht, war diese Reise nichts weniger als beneidenswerth, wenn ich aber noch hinzusetzte, daß ich dieselbe unfreiwillig unternehmen mußte, daß ich mich noch vor kaum fünfzehn Stunden im Kreise einiger guten Freunde zu Jakutsk in einem Gasthause so wohl befunden, als es in diesen russisch-asiatischen Städten nur möglich ist, wird man begreifen, in welcher Stimmung ich Kälte, Schnee und Wind ertrug. Aber was sollte ich machen? Ein junger angehender Gerichtsbeamter darf auf einen Befehl seines Vorgesetzten nicht viel (d. h. gar nichts) erwidern, und so mußte ich gute Miene zum bösen Spiel machen, als ich zur Verfolgung des äußerst staatsgefährlichen Individuums, des gewesenen Edelmannes Iwan Iwanowitsch Mosutscheff, welcher beim Transporte nach den Bergwerken, in welcher er zwölf Jahre strafweise weilen sollte, entflohen, kommandirt wurde.

Daß aber bei solchem Wetter eine Verfolgung höchst schwierig, eigentlich unmöglich war, ist leicht zu begreifen. Ich hatte daher so wenig Hoffnung, den Flüchtling zu fangen. Die Nacht brach an, aber das Unwetter hörte nicht auf. Es schien im Gegentheile immer ärger zu werden und es dauerte nicht lange, so begannen auch die Wölfe ihr nächtliches Concert. Schußfertig hielt ich meinen sechsläufigen Revolver in der Hand: bald sollte ich ihn auch brauchen. Denn plötzlich stürzte sich ein ungeheurer Wolf auf den Schlitten. Ich drückte los und sah gleich darauf das Ungeheuer blutüberströmt im weißen Schnee sich wälzen. Doch der Schuß schien die Hunde scheu gemacht zu haben, wie toll zogen sie den Schlitten hinter sich her. Vergebens strengte ich meine Kräfte an, das Gespann anzuhalten, es war unmöglich. Plötzlich fühlte ich eine furchtbare Erschütterung, ich stürzte vom Gefährte und mir verging die Sinne.

Als ich wieder die Augen aufschlug, fand ich mich unter Holzbrettern, welche offenbar die Bruchstücke meines Schlittens waren, im Schnee liegen. Von den Hunden keine Spur. Nur aus weiter Ferne klang immer schwächer werdender Glockenklang, von dem ich annahm, daß es das losgerissene Gespann sei. Mühsam raffte ich mich auf und bald konnte ich einsehen, daß ich mich in einer nichts weniger als beneidenswerthen Situation befand. Ohne Lebensmittel sah ich mich auf der öden Steppe allein. Ich setzte mich auf den Baumstumpf, an welchen mein Schlitten angefahren war, und dachte nach, was in dieser Lage zu machen sei. Ich weiß nicht, auf welchen Einfall ich gerathen wäre, hätte sich nicht allmählich der Nebel zertheilt und mir aus nächster Nähe ein kleines Licht entgegengestrahlt. Ich machte mich auf und schritt auf den Lichtpunkt zu.

Ich hatte nicht lange zu gehen und ich befand mich vor der niedrigen Thüre eines kleinen russischen Bauernhauses. Ein Weib öffnete mir. „Nun, seit Ihr endlich da, Herr? Freilich, Jakutsk ist weit, und bei Nacht und Nebel reist man auch nicht geschwind; kommt nur in die Stube, die andern werden auch nicht mehr lange auf sich warten lassen." Mit diesen Worten führte sie mich in eine anstoßende Kammer.

Hatte man mich denn erwartet? Hatte man gewußt, daß ich kommen würde? Doch müde und hungrig, wie ich war, zerbrach ich mir über diese Gedanken nicht weiter den Kopf.

Das Weib brachte mir Käse, Brod und Wutki. Russische Frauen reden gewöhnlich nicht viel und auch meine Wirthin setzte sich schweigend mir gegenüber auf eine hölzerne Bank. Nachdem ich aber den Teller abgeräumt hatte, öffnete sie langsam den Mund und sagte: „Nicht war, so etwas habt ihr schon lange nicht zu essen bekommen?" — Verwundert schaute ich auf. „Warum?" entgegnete ich dann; „für Geld bekommt man das auch in Jakutsk!" — „Jeder?" meinte sie mit leisem Anfluge von Ironi. . . .

Ich hatte keine Zeit zu antworten, denn in demselben Momente wurde wiederum an die Thüre gepocht. Bald darauf trat ein hochgewachsener Mann ein. Er schien mich nicht zu bemerken und auch ich konnte seine Züge nicht erkennen. „Das war ein schönes Stück Wegs," wandte er sich an die Bauersfrau, „aber ein unbezahlbarer Spaß. Die Herren in Jakutsk werden große Augen gemacht haben, als sie das Nest leer und den Vogel fortgeflogen sahen. Bei solchem Wetter kann man nicht an Verfolgung denken. Jetzt aber gebt Essen her, und zwar gutes; lange genug habe ich mit schimmeligem Gefangenenbrod vorlieb nehmen müssen." Die Frau ging aus dem Zimmer, um seinem Wunsche nachzukommen.

„Schimmeliges Gefangenenbrod? — Wer mag das sein?" dachte ich mir und hob das Licht in die Höhe, um sein Gesicht erblicken zu können. Es war — Mosutscheff! Doch auch dieser hatte mich erkannt. „Hündischer Bube," rief er aus, indem er sich über mich warf, „Du bist in meiner Gewalt!" Mit diesen Worten warf er eine Schlinge um meine Füße und zog mich zu Boden. Dann band und knebelte er mich und warf mich mittels eines Fußtrittes in eine dunkle Ecke des Gemaches. Dies alles geschah so rasch, daß das Weib, als es mit Lebensmittel für meinen Bezwinger eintrat, von einem eben stattgefundenen Kampfe gar nichts merkte.

„Wo ist Iwan hingekommen?" wandte sie sich dann an denselben. „Iwan? Welcher Iwan?" „Nun, Iwanowitsch Mosutscheff." „Er steht ja vor Euch." „Was", rief die Frau verwundert aus, „Ihr seid Mosutscheff? Doch wer und wo ist der Fremde, der kurz vorher hier gesessen?" „Wer? Ein Gerichtsbeamter, welcher mich verfolgen sollte. Wo? Gebunden und geknebelt in der Ecke, und zwar so lange, bis die Brüder entschieden haben, was mit ihm zu machen sei."

Heiße Schweißtropfen perlten an meiner Stirne. Ich wußte, daß ich in die Hände der Nihilisten gefallen und schwerlich lebend dieses Gemach verlassen würde.

Das Zimmer fing an sich zu füllen. Vermummte Gestalten traten ein — nie hätte ich die Steppe für so bevölkert gehalten. Alle umarmten und küßten Mosutscheff herzlich und gratulirten ihm zu seiner Befreiung. Als sie ihre Larven abnahmen, sah ich lauter bekannte Gesichter vor mir. Die meisten waren flüchtige Bergwerks-Sträflinge, aber ich konnte auch manchen Biedermann aus Jakutsk unter ihnen bemerken, von dem ich es mir auch im Schlafe nicht hätte träumen lassen, ihn jemals in solcher Gesellschaft anzutreffen. Sie flüsterten einige Zeit leise unter einander, dann gab einer der Anwesenden mit einer kleinen Glocke ein Zeichen und die Sitzung begann.

Der Vorsitzende war ein Mann vorgerückten Alters. In seiner Jugendzeit war er in Petersburg ein beliebter, angesehener Cavalier gewesen.

Mosutscheff erhob sich. In kurzen Worten erzählte er die romantische Geschichte seiner Verhaftung, seiner Verurtheilung und seiner Flucht. Mit keinem Laute wurde er unterbrochen, solche Erzählungen waren seine Zuhörer schon gewohnt. Als er aber auf mich zu sprechen kam, fuhren alle von ihren Sitzen auf und eine unbeschreibliche Verwirrung entstand. „Er wird uns verrathen! Er wird nicht schweigen! Du hättest ihn nicht im Zimmer lassen sollen!" So riefen und lärmten sie durcheinander. Doch Mosutscheff erhob sich ruhig und sagte mit einer Stimme, die mich erbeben machte: „Fürchtet Euch nicht, Brüder! Er wird kein Menschen mehr etwas erzählen, denn lebend wird er diese Stube nicht verlassen." Tiefe Stille folgte seinen Worten, dann hoben alle ihre Hände hoch empor, — die Brüder waren damit einverstanden.

Jetzt sprach auch der Präsident. „Er muß sterben," hub er an, „Ihr habt Recht. Aber wie?"

„Durch das Schwert."

„Durch den Dolch."

„Durch einen Schuß."

„Durch Gift."

„Durch den Strick," — so lauteten die verschiedenen Vorschläge.

Ich war einer Ohnmacht nahe. Wurde jetzt nicht in aller Form das Todesurtheil über mich gesprochen? Und von Richtern, bei welchen keine Gnade zu erwarten war?

„Durch einen Strick," wiederholte jetzt der Vorsitzende.

Das Urtheil war gefällt.

Alles wurde ruhig, ich schloß die Augen und wartete, bis man mich zum Tode führen würde. Aber was war das? Ein schriller Pfiff ertönte, die Versammelten sprangen auf. „Gefahr!" riefen sie wie aus einem Munde, und in meinem Innern jubelte es: „Rettung!" Die Brüder nahmen eilig Spielkarten aus der Tasche. Wein wurde auf den Tisch gestellt, und kaum waren diese Vorsichtsmaßregeln getroffen, als man Pferdegetrappel vernahm und nicht lange darauf wurde die Thür aufgerissen und kaiserliche Gerichtsfoldaten traten ein. „Im Namen des Gesetzes, Ihr seid verhaftet!" rief der Anführer; da trat Mosutscheff vor:

„Ich heiße Iwanowitsch Mosutscheff," wandte er sich mit fester Stimme an die Soldaten, „derselbe, welcher gestern auf dem Transporte nach den Bergwerke entflohen. Die anderen aber sind unschuldig, sie wußten nicht, mit wem sie am Tische saßen." Der Anführer sah die Leute an, alle saßen bleich und verstört da. Er hielt es wahrscheinlich für ein Zeichen des Schreckens, so lange mit einem solchen Menschen beisammen gewesen zu sein, und er wandte sich an seine Untergebenen. „Die Anderen scheinen unschuldig zu sein, diesen aber bindet."

Der Knebel im Munde hinderte mich, zu schreien. Wehrlos lag ich unter der Holzbank — so nahe der Rettung, sollte ich wieder ins Verderben gestoßen werden! denn die Leute wollten mich nicht bemerken. Schon nahmen sie Mosutscheff in die Mitte, um wieder wegzureiten, als ich mich mit dem Aufgebote aller meiner Kräfte erhob und die gefesselten Füße an die Bank schleuderte. Während die Soldaten sich umwandten, stießen die Uebrigen einen furchtbaren Schrei des Entsetzens aus — sie waren verloren.

Die Soldaten hatten mich gesehen. Sie zogen mich hervor und entledigten mich meines Knebels und meiner Bande. „Es sind alle Schurken," rief ich nun laut aus, „Nihilisten sind sie!"

„So bindet auch sie," befahl der Anführer seinen Leuten, und nach kurzem Widerstreben lagen die Schrecklichen, welche noch kurz vorher über mich richten wollten, gefesselt am Boden.

Ich aber war frei! Die plötzliche unverhoffte Rettung raubte mir beinahe die Sinne. Nachdem ich mich ein wenig erholt hatte, kehrte ich mit meinen Rettern und Gefangenen nach Jakutsk zurück.

Miscellen.

** (Gräfin von Hochnasburg) sieht einen Gasarbeiter in ihr Haus eintreten, der einige Röhren legen soll. Sie betrachtet den Arbeiter mißtrauisch, schellt und sagt zu der eintretenden Zofe: „Lisette, tragen Sie meinen Juwelenkasten ins Schlafzimmer und verschließen Sie denselben sorgfältig im Wandschrank." — Der Arbeiter greift hierauf in die Westentasche, zieht seine silberne Uhr hervor und ruft: „Lisetteken, tragen Sie man die Uhr zum Hausherrn, ick lasse bitten, sie mir jut zu verwahren, denn wie es scheint, ist det Haus recht unsicher."